

# Aber es sind doch deine Eltern!

*Text:* BARBARA LUKESCH *Illustration:* ALICE METEIGNIER

**Wenn die scheinbar bedingungslose Liebe scheitert. Kinder, die mit den Eltern brechen, brechen auch ein soziales Tabu. Zwei Leben mit Vorher und Nachher.**

IRINA NOVAK\*, INHABERIN einer Naturheilpraxis, schüttelt ungläubig den Kopf: «46 Jahre alt musste ich werden, um mir zuzugestehen, dass ich den Kontakt zu meinen Eltern abbrechen will.» Sie rührt mit dem Löffel in ihrem Kaffee und blickt durch das Fenster auf die grossen Ahornbäume, die die Strasse vor ihrer Wohnung säumen. «Enjoy every day!», hat sie mit Kreide auf die Fensterscheibe geschrieben. Sie nimmt den Blick der Besucherin wahr und erwidert, sie selbst sei dazu viele Jahre nicht mehr fähig gewesen, zu sehr habe sie unter der familiären Situation gelitten.

Ihre serbischen Eltern waren Mitte 20, als sie auf der Suche nach einem besseren Leben in die Schweiz kamen.

Der Vater, gelernter Mechaniker, sattelte auf Sanitärinstallateur um und verdiente gut. Die Mutter, eine besessene, mehrsprachige Frau, arbeitete vorübergehend als Dolmetscherin und wechselte dann in die Gastronomie, wo sie mit ihrer extrovertierten Art gut ankam und einen schönen Zustupf verdiente.

Neben Irina hat das Paar noch einen älteren Sohn. Alle leben im kleinen Städtchen im Bündnerland inzwischen längst in je eigenen Wohnungen. Doch wenn es der Zufall wolle, sagt Irina Novak, könne sie ihren Eltern jederzeit über den Weg laufen. Diese räumliche Nähe sei eine Folge der einst sehr engen Familienbande. Als sie noch zu Hause wohnten, liessen die Tochter und



der Sohn die Eltern am eigenen Leben teilhaben, erzählten ihnen freimütig von neuen Freundschaften, besprachen mit ihnen Berufswünsche und Zukunftspläne. Später unterstützten die Eltern ihre Kinder auch einmal finanziell. Eine ganz normale Familie also?

Irina Novak macht eine abwehrende Handbewegung. Es sei komplizierter. Zeitweise habe sie ihre Familie tatsächlich als warm und gastfreundlich empfunden. Meist aber sei sie in «brachialen, ja brutalen Verhältnissen aufgewachsen», die «vom täglichen Streit meiner Eltern und von fürchterlichem Gebrüll» geprägt gewesen seien. Noch heute ertrage sie Lärm schlecht und müsse ein Restaurant umgehend verlassen, wenn sich ein paar Leute in die Haare geraten.

Die Ehe ihrer Eltern sei von Anfang an eine Katastrophe gewesen. Der Vater verbitterte zusehends, wurde mürrisch und reizbar und mochte seiner Frau nicht einmal mehr gönnen, dass sie eine beliebte Serviceangestellte war. Entnervt gab sie eines Tages ihren Beruf auf. Noch schlimmer sei es jeweils gewesen, wenn die Grosseltern auf Besuch gekommen seien. Beim Thema Geld, aber auch Familie und Herkunft, seien die Fetzen geflogen: «Es war die Hölle.» Überfordert von der Situation habe ihre Mutter sie und ihren Bruder auch körperlich gestraft: Ohrfeigen, an den Haaren reissen, zu Boden stossen, die Nase zusammendrücken.

Als sie dann ihre eigene Wohnung hatte, habe ihr Vater sie mit Worten terrorisiert und abgewertet, ja gedemütigt: «Was verstehst du als Frau schon davon? Ihr dummen Weiber seid höchstens fähig, Gänse zu hüten.» Seine Tiraden begleitete er mit einer verächtlichen Handbewegung, die sie gehasst habe. Gleichzeitig habe er sie auf Schritt und Tritt verfolgt und alles, was sie tat, kontrolliert. Ihre Mutter habe sie auf andere Weise bedrängt. Täglich sei sie in ihrer Praxis gestanden, habe mit ihr einen Kaffee trinken und dann jammern, heulen und «abladen», also über den Vater herziehen, wollen: «Ich bin daran fast erstickt.»

Doch Irina Novak rebellierte. Sie stürzte sich ins Leben: Alkohol, Drogen, Männer, Reisen. «Zwischen 20 und Mitte 30 habe ich gelebt für drei», sagt sie. Nicht ganz zu Unrecht hätten ihre Eltern ihr vorgeworfen, sie benehme sich «wie eine Wildsau». Sie lacht und zuckt mit den Achseln. Das sei damals ihr Ausweg aus der familiären Enge gewesen. Bei den immer selteneren Familientreffen zu Hause sei sie die Einzige gewesen, die es gewagt habe, dem Vater zu widersprechen. Wenn er ihr befohlen habe, ihm ein Bier zu holen, habe sie erwidert: «Hol dir doch selbst eins! Du hast auch zwei Beine.» Die Situation zwischen Vater und Tochter eskalierte. Eines Tages kam es zu einer regelrechten Schlägerei, in deren Verlauf er sie würgte. Sie wusste im Grunde, dass sie den Kontakt abbrechen musste, schaffte es aber nicht: «Ich hatte Angst, allein nicht zurechtzukommen. Zu lange hatten meine Eltern mir weisgemacht, dass ich sie brauche wie Krücken, ohne die ich aufgeschmissen wäre.»

So nahm sie weiterhin in Kauf, dass Vater und Mutter sie mit Vorwürfen eindeckten: Ihr Mann war falsch, sie eine Schlampe, ihre Kleidung unmöglich, dass sie

nicht in die Kirche ging, eine Schweinerei. «Ich fühlte mich schuldig und kämpfte ständig mit einem schlechten Gewissen», erinnert sie sich. Es habe Momente gegeben, in denen «das nicht enden wollende Bombardement» ihr dermassen zugesetzt habe, dass sie an ihrer geistigen Gesundheit gezweifelt habe: «Bin ich womöglich verrückt?», habe sie sich mehr als einmal gefragt. Irgendwann sei sie nur noch ein «Häufchen Elend» gewesen und habe sogar daran gedacht, sich umzubringen. Was sollte sie denn noch auf der Welt?

Dann erlitt ihr Vater einen Schwächeanfall und musste ins Spital. In der Klinik spielten sich einmal mehr absurde Szenen zwischen ihren Eltern ab, die sie als Tochter peinlich berührten, aber auch nervten. Nun tat sie, was sie sich zuvor niemals getraut hätte: Sie rief den behandelnden Arzt an und bat ihn, ihr offen zu sagen, wie er die Situation zwischen ihren Eltern einschätze. Bevor er ihr eine Antwort gab, wollte er wissen, was denn sie denke. Sie beschrieb ihre Eltern als heillos zerstrittenes Paar, das eine Beziehung lebte, die von Hass, Tyrannei und Destruktion beherrscht werde. Gegen aussen führten die beiden manchmal so etwas wie ein Melodrama auf und täuschten der Umgebung gegenseitige Fürsorge vor. Der Arzt war beeindruckt von ihrer sorgfältigen Wahrnehmung und pflichtete ihr bei. Er beendete das Gespräch mit dem Satz: «Entweder Sie spielen die Spiele Ihrer Eltern weiterhin mit – oder Sie machen einen Schnitt und gehen Ihren eigenen Weg.»

\*

David Felber\* war 35 Jahre alt, als er seinen Eltern einen Brief schrieb: «Ich glaube, wir sind mit unserem Verhältnis jetzt wirklich an einem ebenso heiklen wie entscheidenden Punkt angelangt. (...) Machen wir uns doch nichts vor: Es ist nötig, dass wir Klartext reden, uns offen sagen, was uns nicht passt aneinander. (...) Ich bin für ein offenes, hartes und ehrliches Gespräch jederzeit zu haben.» Seine Mutter antwortete innert Wochenfrist: «Ich glaube nicht, dass es wirklich einen Sinn hat, «harte, offene Gespräche» zu führen.» Er mache doch sowieso, was er wolle, und finde, was sie angehe, immer ein Haar in der Suppe.

Inzwischen ist David Felber 68 Jahre alt. Er sitzt an seinem Wohnzimmertisch, vor sich den Stapel mit alten Briefen und Karten. Sein Blick verweilt lange auf einem kleinen Schwarz-Weiss-Foto seiner Mutter: «Sie war eine schöne Frau», sagt er, «aber ihr Gesicht hatte immer auch einen Zug von Unzufriedenheit.» Er seufzt. Es sei lange her, dass er diese Korrespondenz gelesen habe, und er nehme heute Dinge wahr, die ihm vor vielleicht zehn Jahren noch nicht so bewusst gewesen seien: «Erstens, wie ungnädig meine Eltern mir gegenüber auftraten, zweitens aber auch, wie unbeugsam und fordernd, ja mitunter auch selbstgerecht ich selbst ihnen damals begegnet bin.» Sein Brief war der Anfang vom Ende der Beziehung.

In seiner Kindheit hatte er deutlich weniger körperliche Gewalt erlitten als Irina Novak. Die Schläge mit dem Gürtel oder dem Teppichklopper, die ihm sein

Vater in seltenen Fällen verabreicht habe, seien zu ver-  
schmerzen gewesen. Sein Trauma, sagt er, sei der «Psy-  
choterror» seiner Mutter gewesen, dem sein Vater nie  
etwas entgegengesetzt habe: «Ich glaube, er nahm ihre  
Launen um des ehelichen Friedens willen in Kauf.»  
Dieser «Psychoterror» sei etwas Subtiles, schwer Fass-  
bares gewesen: «Das waren Blicke, Sätze, Tonlagen und  
Gesichtsausdrücke – dauernd hatte ich den Eindruck,  
ich sei an ihrer Verstimmung schuld.» Ein paar Mus-  
ter: Freute er sich, dass es zum Nachtessen Pommes gab,  
hielt sie ihm vor: «Ja, jetzt kannst du wieder lachen! Und  
wenn es Blumenkohl gibt, verzieht du den Mund!»  
Einmal habe er Nachbarskindern draussen einen *gruu-*  
*sigen* Witz erzählt, den seine Mutter zufällig mithörte.  
Sie habe ihn mitten am Nachmittag ins Bett gesteckt,  
zu ihm gesagt: «Warte nur, bis Papi kommt!» und dann  
bis am Abend stumm an der Nähmaschine gesessen:  
«Der Vater sollte mich für das bestrafen, was ich «getan»  
hatte.» Fragte er sie, was sie sich zum Geburtstag wün-  
sche, seufzte sie: «Eigentlich nichts, nur liebe Kinder.»  
Einmal habe er mit anderen Kindern an einem Hang  
geschlittelt, als seine Mutter des Weges gekommen sei.  
Kaum habe er sie entdeckt, habe er sich hinter einem  
Baum versteckt: «Ich hatte ein schlechtes Gewissen,  
weil wir so ausgelassen herumtobten.»

Organisationsentwickler und Coach. Gleichzeitig lernte  
er eine neue Frau kennen und spürte, dass sich mit ihr  
in seinem Leben etwas Grundsätzliches veränderte. Er  
erlebte, wie es sich anfühlt, wenn jemand transparent  
und direkt im Umgang ist. Ihr Verhalten habe er als  
Befreiung empfunden, die grosse Energie in ihm frei-  
gesetzt habe. Sie hätten sich zwar auch gestritten, mit-  
unter heftig, aber er habe immer gewusst, woran er bei  
ihr sei. Seine neue Arbeit habe er mit viel Engagement  
in Angriff genommen und schnell Erfolg gehabt: «Es  
ging mir wirklich gut.»

So lange jedenfalls, bis wieder ein Besuch von oder  
bei den Eltern anstand. Schon eine Woche im Vorfeld  
habe sich jeweils eine dunkle Wolke über ihm zusam-  
mengezogen. Die Treffen seien dann nach dem alten  
Muster verlaufen, irgendein Schuldgefühl habe sich  
immer bei ihm eingestellt. Er erinnere sich gut an ein  
Erlebnis, «eine winzige Begebenheit, die zeigt, wie es  
lief»: Seine Mutter habe ihr Mitbringsel im Flur auf die  
Kommode gestellt, ohne etwas zu sagen. Geraume Zeit  
später habe sie pikiert angemerkt, dass ihr Geschenk  
offenbar niemanden interessiere. David Felber verwirft  
die Hände: «Mein Gott, ich hatte keinen blassen Schim-  
mer, dass da etwas auf der Kommode stand. Trotzdem  
erstarrte ich und wusste, ich hatte wieder etwas falsch

## «Sie zurechtweisen? Einen Streit anzetteln? Mit Humor reagieren? Sie ignorieren? Nichts davon gelang mir.»

Die härteste Waffe seiner Mutter sei ihr Schweigen  
gewesen: «Mitunter hat sie tagelang kein Wort mit mir  
gesprochen, und ich wusste, dass ich das nur beenden  
konnte, wenn ich mich bei ihr entschuldigte. Wofür?  
Keine Ahnung.» Mehr als einmal sei er wach im Bett  
gelegen und habe sich geschworen, das Schweigen län-  
ger durchzuhalten als sie. Er habe es nie geschafft: «Sie  
war ausdauernder und wartete, bis ich mich bei ihr ent-  
schuldigte.» Er macht eine lange Pause. Dann erzählt  
er, dass sich seine Mutter einmal über eine Nachbarin  
beklagt habe. Die habe gesagt: «Eure Kinder sind nicht  
erzogen, die sind dressiert.»

David Felber zog früh von zu Hause aus, wurde So-  
zialarbeiter und stand auf eigenen Beinen. Er hatte  
Freundinnen, spielte intensiv Handball, ging seinen  
Weg. Das Verhältnis zu seiner Mutter, aber auch zu  
seinem Vater blieb unverändert: «In ihrer Gegenwart  
fühlte ich mich häufig beklommen, weil ich zu spüren  
glaubte, dass irgendetwas in der Luft lag, der Mutter  
etwas Unausgesprochenes nicht passte.» Lange Zeit habe  
er das in Kauf genommen: «Familie halt», habe er sich  
gesagt. Seine Eltern legten grossen Wert auf Fest- und  
Feiertage. Doch wenn er an einem Geburtstag statt um  
neun Uhr morgens erst am späten Nachmittag anrief,  
um zu gratulieren, kamen der Vorwurf und mit ihm die  
Schuldgefühle: «Aha, da gab es wohl noch Wichtigeres  
zu tun!» David Felber liess sich umschulen, wurde

gemacht.» Ein anderes Mal hätten sie zu einem Nacht-  
essen im Garten noch andere Leute eingeladen, die sei-  
ne Eltern nicht kannten. Seine Mutter habe sich abge-  
sondert und mit den Nachbarskindern gespielt, statt  
sich mit an den Tisch zu setzen. Seine Antennen hätten  
sofort vibriert: «Alarm! Irgendetwas missfällt ihr.»

Sein grösstes Problem bei diesen Begegnungen sei ge-  
wesen, dass er einfach nicht in der Lage gewesen sei,  
adäquat auf das Verhalten seiner Mutter zu reagieren: «Sie  
zurechtweisen? Fragen, was los ist? Einen Streit anzet-  
teln? Mit Humor reagieren? Sie ignorieren? Nichts davon  
gelang mir, so paralysiert, wie ich war.» Nach solchen  
Treffen habe er sich zunehmend «erbärmlich» gefühlt, als  
«jämmerliche 30-jährige Witzfigur». Eines Tages sei ihm  
klar geworden: «Entweder unterwerfe ich mich weiter wie  
ein Kind den Launen meiner Mutter, oder ich werde end-  
lich zu einem erwachsenen Mann.» Er setzte sich hin und  
schrieb den Brief, der die Trennung einleitete.



Der Zürcher Psychoanalytiker Peter Schneider sagt: «Es  
erfordert Mut, sich von den Eltern zu trennen.» So abge-  
griffen der Spruch vom «Blut, das dicker ist als Wasser»  
auch sei, bringe er dennoch eine entscheidende Wahrheit  
auf den Punkt: «Das Eltern-Kind-Verhältnis ist eine ein-  
zigartige Form von jahrzehntelanger Beziehung, die von



grosser Abhängigkeit beherrscht wird.» Da werde man zunächst gestillt, gewickelt, gefüttert, herumgetragen, um dann bald einmal Konflikte der heftigsten Art auszutragen, die man so nie mehr erlebe: «Vor seiner Frau oder seinem Mann wird sich wohl kaum jemand auf den Boden schmeissen, Zeter und Mordio schreien und verlangen, dass er jetzt sofort eine Milchschnitte kriegt.» Bei einer Beziehung von solcher Dauer, Bedeutung, Intimität und Intensität sei es gut nachvollziehbar, dass Menschen sich schwertäten, einen Schlussstrich zu ziehen, selbst wenn der Leidensdruck gross sei.



Bei Irina Novak war es der Arzt, der den Ausschlag gab: «Endlich hörte ich einmal aus berufenem Munde, dass ich nicht verrückt sei, sondern die Situation richtig einschätze.» Nach dem Gespräch mit ihm habe sie sich gefühlt, als wäre eine tonnenschwere Last von ihr abgefallen. Sie spürte, dass es jetzt Zeit war, zu handeln. Zuerst trat sie aus der Kirche aus, der sie im Gegensatz zu ihren Eltern schon lange mit Vorbehalten begegnete: «Ich fühlte mich stark zum Buddhismus hingezogen, während mich das frömmelerische Getue vor allem meiner Mutter abstiess.» Damit hatte sie den ersten Schritt zur Loslösung vollzogen. Dann rief sie bei der Gemeindeverwaltung an und erkundigte sich, was erforderlich sei, um seinen Namen ändern zu lassen: «Ich wollte den Namen meines Vaters nicht länger tragen.» Sie habe ihren Wunsch schriftlich hieb- und stichfest begründen müssen. Kurz darauf hatte sie die Zusage im Briefkasten: «Die Namensänderung besiegelte den Bruch mit meinen Eltern.» In der Folge buchte sie eine sechswöchige Reise nach Asien, um sich einer Ayurveda-Therapie zu unterziehen. Ihre Mutter, die sie nach wie vor mit E-Mails und SMS bedrängte, bat sie inständig um Funkstille: «Ich brauche momentan Ruhe.» Doch auch diesmal missachtete die Mutter ihren Wunsch und kontaktierte sie weiterhin. Jetzt war die Geduld der Tochter am Ende. Sie setzte einen

hatte im vorhergehenden Brief geschrieben, sie sei nicht mehr bereit, «für alles herzuhalten, denn darauf kommt es ja letzten Endes immer heraus». Diesmal kam die abschlägige Antwort vom Vater, der ein «Gespräch mit harten Worten nicht so gut» fand und auf weitere Zusammenkünfte vorläufig verzichten wollte. David Felber räumt ein, dass er nicht unglücklich gewesen sei über die erneute Zurückweisung. Er habe die Zeit ohne Besuche als Befreiung erlebt. Seine Frau und er erwarteten ihr erstes Kind, sein Leben sei spannend und intensiv gewesen: «Das Zerwürfnis mit meinen Eltern geriet darob in den Hintergrund.»

Doch nach einer zweijährigen Funkstille kam es zu ersten Annäherungsversuchen vonseiten der Eltern: eine Gratulation zum Geburtstag, die Einladung zu einem Familienfest. David Felber antwortete nicht. Er wollte den Verwandten nicht vorgezeigt werden und heile Welt spielen. Vielleicht habe er aber auch immer noch Angst vor einer neuerlichen Begegnung mit seiner Mutter gehabt, der er sich nach wie vor nicht gewachsen fühlte. In einem späteren Brief schreibt er denn auch einmal: «Ich habe Angst, mich Euch wieder auszusetzen. Was bringt mir das? Neue Verletzungen? Diskussionen über Schuld und Fehler? Beredtes, beleidigtes Schweigen? Trauer angesichts des Scherbenhaufens? Oder gar eine Neuauflage des alten Stücks mit mächtigen Eltern und ohnmächtigen Kindern? Streit?»

Längst sei ihm klar geworden, dass seine Eltern eine starre, geradezu rigide Vorstellung von der Rollenverteilung zwischen Eltern und Kindern hatten: Als Sohn hatte er ihnen die Reverenz zu erweisen, schliesslich – schrieb seine Mutter – «dürfen wir nicht vergessen, dass wir den Eltern unser Leben verdanken». Den Konflikt führten sie auf seine Frau zurück, die offenbar danach trachte, ihn charakterlich zu verändern. Ein anderes Mal zogen sie auch in Betracht, er sei einer Sekte in die Hände gefallen, die ihn auf seine Eltern angesetzt habe. Einsicht in eigenes Fehlverhalten, sagt David Felber, habe er bei ihnen nicht entdecken können.

## «Ich wollte den Namen meines Vaters nicht länger tragen. Die Namensänderung besiegelte den Bruch.»

Brief an ihre Eltern auf und zog einen «knallharten Schlussstrich: Ich will keinen Kontakt mehr zu Euch.» Seither ist ein Jahr vergangen, und Irina Novak ist ein anderer Mensch geworden.



David Felber tauschte weitere Briefe mit seinen Eltern aus. Er sei damals überzeugt gewesen, dass sich ihre angeschlagene Beziehung in einem Gespräch nachhaltig verbessern liesse, und so schrieb er: «Die Dinge müssen ausgesprochen werden (gegenseitig, versteht sich...). Dafür müsst Ihr jetzt einmal herhalten.» Seine Mutter

Jahre später wollte er sich mit seiner familiären Situation doch noch einmal intensiv auseinandersetzen. Er begann eine Psychoanalyse, die für ihn in eine traurige Erkenntnis mündete: Seine Eltern verzichteten lieber auf jeden Kontakt, als sich auf eine andersgeartete Eltern-Sohn-Beziehung einzulassen. «Diese Erkenntnis war bitter für mich», sagt er, «aber auch wichtig und nötig.»

Ab und an kam es in der Folge zu Diskussionen mit Freunden. Ob er es eines Tages nicht bereuen werde, seinen Eltern nicht die Hand gereicht zu haben? Schliesslich bot er seinem inzwischen betagten Vater noch einmal ein klärendes Gespräch an; vor seiner Mutter hütete er sich nach wie vor. Das Treffen endete in einem Fiasko.

Statt auf ihn einzugehen, habe der alte Mann ihn, seinen nunmehr 50-jährigen Sohn, ultimativ dazu aufgefordert, zu erklären, warum er so viele Jahre von daheim weggeblieben sei: «Ich wusste auf der Stelle, was verlangt war: eine Entschuldigung.» David Felber stand auf und ging – für immer. Heute sagt er: «Es war richtig, so zu handeln, wenngleich ich auch manchmal denke, es wäre schöner, wenn es anders herausgekommen wäre.»

\*

Irina Novak blühte nach dem Kontaktabbruch mit ihren Eltern regelrecht auf. Sie habe an Selbstbewusstsein gewonnen und ihre Depressionen seien wie weggeblasen gewesen. «Ich fühle mich endlich im Einklang mit mir und meinem Frausein», sagt sie, «was auch zu einer starken Veränderung meines Aussehens geführt hat.» Ein Jahr lang liess sie sich von einer Psychologin durch den Trennungsprozess begleiten. Dazu konnte sie auf die Unterstützung einiger Freundinnen zählen, die ihr zuhörten und sie trösteten, darunter eine aus Kindertagen, die ihr so nahestehe wie eine Schwester und eine Zeittag und Nacht für sie da gewesen sei.

Sie zögert einen Moment, dann fährt sie fort. Woran man sich gewöhnen müsse, seien die Reaktionen von Leuten, bekannten und unbekannt, die erfahren, dass man mit seinen Eltern gebrochen habe: «Viele verstehen mich überhaupt nicht und lehnen ab, was ich getan habe.» Da

heisse es dann gern, bei allen Schwierigkeiten seien es doch immer noch meine Eltern, da müsse man sich doch zusammenraufen. David Felber kennt diese Sätze zur Genüge: «Es ist ein grosser Tabubruch, diesen Schritt zu machen. Auf Verständnis darf man nicht hoffen.»

Den Psychoanalytiker Peter Schneider erstaunt es nicht, dass die Kontaktabbrecher so viel Widerstand auslösen: «Ich bin überzeugt, dass ihre Schilderungen an etwas rühren, was andere gern ausblenden. Man redet sich die eigenen familiären Verhältnisse gern schön. Wenn dann jemand seine ungeschminkte Wahrheit erzählt, wird man mit der eigenen Situation konfrontiert, kommt ins Grübeln und fragt sich: Sollte ich wohl auch einmal etwas ändern?»

Irina Novak hat einen Zettel an ihren Kühlschrank geklebt, den sie jeden Morgen beim Kaffeetrinken liest: «Das Familienmitglied, das sich zur Heilung entscheidet, wird als Widersacher betrachtet, weil es das jahrelange Muster des Familienverhaltens ge- und durchbrochen hat. Lass dich nicht aufhalten.»

Sie wisse zwar nicht, von wem diese Worte stammen, sie täten ihr einfach gut. ■

\* Namen geändert.

BARBARA LUKESCH war beeindruckt, wie differenziert die beiden Protagonisten ihre familiäre Situation schilderten und ihr von einem Tabu belastetes Handeln analysierten.

ANZEIGE

NZZ

Shop

shop.nzz.ch

+41 44 258 13 83

## Unsere Must-Haves für die Wintersaison



Finden Sie mehr Inspiration auf shop.nzz.ch

BELLEUVU  
BELLEUVU

1. Schale «La maison inondée», stapelbare Design-Schale in grün und weiss, *MoMa*, Fr. 40.- / Fr. 34.- \*
2. 2er-Raclette Set für Käsegenuss ohne Kabelsalat, *Idea Design*, Fr. 79.- / Fr. 67.-\*

3. NZZ Daypack, exklusive Edition, *Qwstion*, Fr. 330.-
4. Bellevue-Schal, aus Bio-MerinoWolle, *Neumühle*, Fr. 169.- / Fr. 159.- \*

\* Sonderpreise für Abonentinnen und Abonnenten.